

Des Führers unfreiwillige Mannen

Erlebnisse von Zwangsrekrutierten

"Méi schlëmm wéi d'Deklaratioun vun der Annexioun vun onsem Land un Däitschland, as den Zwang fir d'lëtzebuergesch Jongen, an der preisescher Arméi ze déngen. Jong lëtzebuergesch Männer ze zwingen, géint hiirt eegent Land a seng Fräiheet ze kämpfen, ass e Crime géint d'Völkerrecht. Ons lëtzebuergesch Jongen ze zwingen, d'Waffen ze droë géint d'Arméien, an denen hir Frënn sin, ze marschéieren ënnert dem Symbol vum Hakekräiz, wat alles representéiert, wat si haassen, ass eng Brutalitéit, déi zum Himmel jäitzt. Ech denoncéieren déi Barbarei virum Weltgewëssen. An dësem Moment kann ech nët méi, wéi deen do uewen ze bieden, hie soll seng mächtig Hand halen iwwer ons jong Leit, déi brutal Gewalt iwwer sech müssen ergoë loossen. Mä d'Zäit kënnt all Dag méi no, wou dem Hitler seng Macht hiren Här fënnt. Ons Alliéiert, an denen hire Reie munnech jong Lëtzebuurger stin, déi hire Wee an d'Fräiheet fonnt hun, maache sech parat, déi Ketten ze sprengen, déi de preisesche Militarismus geschmid huet. Lëtzebuurger Jongen! Wa si iech ewechsleefe, fir géint är Frënn ze kämpfen, da vergiesst ni, datt der Lëtzebuurger sid a wat är Heemecht vun iech erwaard. Däitschland huet kee Recht, vun iech en Treieed ze verlaangen. Wa si iech zwingen, en Eed ze schwieren, dat ass keen Eed. Äert Häerz huet näischt dermatt ze dunn, wat äre Mond gezwonge gët ze soën. ¹ Matt Zaldoten, déi nëmmen op den Dag lauere, wou d'Tyrannie vum Hitler gebrach gët, gewannen d'Preise kee Krich. Lëtzebuergesch Mammen! Wann är Jonge fort müssen, gitt hinnen äre Segen. ² Seent se, fir datt se an der Stonn vun der Entscheedong ze maache wëssen, wat onsem Land am meeschten notzt." ³

Mit diesen Worten wandte sich Großherzogin Charlotte am Sonntag, dem 13. September 1942, über BBC an die Luxemburger. Sie traf damit genau das, was viele Menschen in Luxemburg empfanden, und bewertete die Zwangsrekrutierung auf eine Art, die auch heute noch durchaus gültig ist.

Ob die jungen Menschen aus Gostingen und Kapenacker, die von der Zwangsrekrutierung betroffen waren, diese Botschaft der Großherzogin damals kannten, wissen wir nicht. Manch einer aber trug im Feld Bilder der Großherzogin bei sich und wollte sich, wie *René Thomé* etwa, damit als Luxemburger ausweisen, falls er in deutscher Uniform in Gefangenschaft geraten sollte.

Nur mühsam nachzuvollziehen ist ebenfalls, wie die Gostinger Zwangsrekrutierten die von der Großherzogin denunzierte Barbarei genau erlebten. Manchmal ist es sogar schwer, die Daten ihrer

¹ Abweichend von der von mir benutzten Fassung in der Zeitschrift "rappel" 9-10/1982, S. 306f. lautet dieser Satz in der vom "Luxemburger Wort" am 6. Dezember 1996 veröffentlichten Fassung: "Äert Häerz muss sech fräi halen vun deem, wat se är Lëpse schwieren dun."

² Im "Luxemburger Wort" vom 6. Dezember 1996 wird an dieser Stelle noch ein Satz hinzugefügt: "Mä gitt hinnen en nët fir an de Kampf ze goen géint d'lëtzebuurger Fräiheet."

³ Großherzogin Charlotte, zitiert nach rappel 9-10/1982, S. 306f.

Zeit im Arbeitsdienst oder in der Wehrmacht zu erfassen ⁴, weil viele dieser Personen inzwischen verstorben sind. Da einige ehemalige Soldaten aber noch interviewt werden konnten und da zudem Grußkarten, Briefe und Tagebücher erhalten sind, ist es möglich, zahlreiche persönliche Eindrücke aus jenen schicksalhaften Jahren zu gewinnen. Allerdings gibt es auch hier die eine oder andere Schwierigkeit. Nicht alle 26 Zwangsrekrutierten aus Gostingen und Kapenacker waren nämlich gewohnt, sich schriftlich mitzuteilen; der eine oder andere war eingeständenermaßen "schreibfaul". Hinzu kommt, daß es in der Nazidiktatur nicht ratsam war, alle Gedanken und Erlebnisse Briefen anzuvertrauen. Ferner sind selbst jene, die heute noch leben, gelegentlich sehr zurückhaltend, wenn es darum geht, dem engeren Familienkreis oder einem Fremden von jenen traumatischen Jugenderlebnissen zu erzählen. ⁵

Trotz dieser Schwierigkeiten soll hier versucht werden, einiges von dem, was die Zwangsrekrutierten durchmachten, für spätere Generationen niederzuschreiben, wobei es vor allem darauf ankommt, den Betroffenen selbst oder direkten Zeugen das Wort zu geben, um dadurch die Authentizität, die unmittelbare Lebendigkeit der Schilderungen und das Kolorit jener Zeit zu garantieren. Es soll versucht werden darzustellen, wie die jungen Menschen ihre Situation erlebten, welche Eindrücke sie oder ihre Umgebung damals schriftlich festhielten, wie sie mit dem Schrecklichen fertig wurden und worauf, beim Erzählen, jene, die noch am Leben sind, das Hauptgewicht legen.

1 Die Zeit der Ausbildung

1.1 Der Arbeitsdienst

In einem Brief an die Familie Schritz beschrieb *René Pünnel* am 28. März 1943, wie er die Zeit des Arbeitsdienstes in Bachwitz erlebt, worin die Ausbildung bestand und was der eine oder andere Tag so brachte: "Jetzt, wo wir auf die Baustelle arbeiten gehen, da vergeht die Zeit sehr schnell. Jetzt müssen wir einen Splittergraben herrichten, der wird 2 m tief und 50 cm breit, man kommt fast nicht dadurch. Hier sind die Bauern mit dem Rübensetzen beschäftigt. Wenn hier ein dicker Regen kommen würde, wie es letzte Woche zu Befort ein Gewitter war, so könnte man fast nicht durch den Dreck kommen, denn hier ist lauter Sandboden. Den Mut habe ich noch nicht verloren und werde ihn auch dann nicht verlieren, wenn der Dienst noch strenger wird. Am letzten Sonntag sind wir vereidigt worden und hatten auch Ausgang. Aber hier ist nicht viel los. Man bekommt nur lausiges Bier, sonst nichts. Mädchen sind auch rar hier. Da hatten wir einen guten Tag. Jeder bekam 5 Orangen und 32

⁴ Versucht habe ich es in der Jubiläumsbroschüre "125. Anniversaire. Chorale Ste Cécile Gouschténg, Gostingen 1996, S. 62-69.

⁵ Verständlich wird damit, daß in dieser Broschüre nicht alle Zwangsrekrutierten aus Gostingen und Kapenacker in gleichem Umfang behandelt sind. Eine solche Vollständigkeit ist wegen der derzeitigen Quellenlage nicht möglich. Da der Umfang der Broschüre zudem begrenzt ist, kann nur exemplarisch vorgegangen werden.

Karmellen. Und es war erst um 12 Uhr Zapfenstreich, ich aber war schon um 9 Uhr zu Hause. Nun will ich schließen, denn ich lege mich gerne auf den Strohsack."

Am gleichen Tag schrieb *Fred Berchem* aus Danzig-Oliva nach Gostingen und ließ keinen Zweifel daran, was er vom deutschen Arbeitsdienst hielt. Er hoffte bald aus dem "Gefängnis" herauskommen zu können, "denn sonst bekommt man noch die Schwindsucht. Was wird man hier aber verhunzt, genau als ob man keinen Pfennig in der Tasche hätte." ⁶

1. Dokument: Jempy Froehling in der Uniform des Reichsarbeitsdienstes

1.2 Die große Welt

Die aus der kleinen Welt von Gostingen kamen, sahen die große Welt, und sie waren fasziniert davon. Sehr gut festgehalten ist das Staunen in einem Brief, den *Eugène Schritz* am 26. Oktober 1942 in Groß-Tychow, wo er den Arbeitsdienst leisten mußte, geschrieben hat. Darin berichtete er: "Gestern waren wir das Gut in Tychow besichtigen. Es hat 18.000 Morgen, davon 11.000 Morgen Wald und 9.000 Morgen Land, 21 Traktoren, 160 Milchkühe, 80 Pferde, 700 Schafe. Es züchtet jedes Jahr 150.000 Zentner Kartoffeln. Eine große Brennerei, eine große Molkerei, Kartoffelflockenfabrik, Sägewerk. Es gehört dem Generalfeldmarschall von Kleist. Er liegt vor Leningrad. Aber es ist kein Musterbetrieb. Binder von welcher Größe, Sämaschinen von 4 m Breite, 10scharige Pflüge, wo sie zwei Traktoren von je 54 Pferdekraften davor spannen müßten." Eugènes Adresse lautete zu dem Zeitpunkt: Eugen Schritz, R.A.D. Abt K4/44, Groß Tychow, Pommern. Später kam er nach Saloniki in Griechenland, wo die Arbeit hart, aber doch zum Aushalten war. Die Stadt selbst, in der er drei Monate verbrachte, war für ihn eine "schöne Stadt. (...) Voll Sonne. Die Bäume blühen." ⁷

Ins Schwärmen geriet auch *Jempy Jung*, wenn er von der Krim erzählte. Obwohl er erst als Soldat dorthin gekommen war und Schreckliches erlebt hatte, beschrieb er später gerne die Schönheit dieser Gegend. Er verwies auf die Palmen und den Reichtum der Zarenschlösser und erwähnte den Krimsekt, den sie getrunken hatten. An den Krimaufenthalt erinnerte ihn ein silberner Siegelring, auf dem die Halbinsel Krim und Palmen abgebildet waren und den er sich von dort mit nach Hause gebracht hatte.

Gut gefallen hat es *Jos Berchem* in Lensberg (Ostpreußen), wo er als Grenadier stationiert war und wo er abends am See spazieren gehen konnte. Der erste Eindruck von Rußland dagegen entsprach seinen niedrigen Erwartungen: "Hier ist ein Bauernhof mit armseligen Hütten, je, es ist in Rußland." ⁸

⁶ Brief an die Kollegen Schritz vom 28. März 1943

⁷ Brief an Nill Gaspard, aus Lüden, am 15. März 1943

⁸ Feldpostbrief an Familie Schritz vom 9. Juni 1943

2. Dokument: Briefumschlag für die Feldpost mit dem Jahreskalender und den Gedenk- und Feiertagen

1.3 Das Heimweh

In vielen Briefen drücken die Gostinger Jungen ihre Sehnsucht nach der Heimat aus. Allein die Tatsache, daß sie derart oft nach Hause schrieben und immer wieder den Kontakt mit den in aller Welt zerstreuten Kameraden aufrechtzuerhalten suchten, zeigt ihr Heimweh. Immerhin handelte es sich um junge Erwachsene, die in den meisten Fällen zum ersten Mal überhaupt von zu Hause fortgekommen waren.

Am 6. März 1943 meldete sich *Jos Berchem* aus Luden (Kreis Obernik Warthegau) und hielt fest: "Ich wollte, ich wäre wieder zu Hause, denn hier ist eine wüste Gegend und sehr kalt und windig ..." ⁹. Einen Tag später drückte der "Arbeitsmann" *François Frieden* ("Néckels Fränzen"), den es nach Jannowitz (Warthegau) verschlagen hatte, seinen Unmut darüber aus, daß die Eltern ihm noch nicht geschrieben hätten, und freute sich zugleich über die Neuigkeiten aus der Heimat, die ihm die Familie Schritz zukommen ließ. ¹⁰

Immer wieder finden sich in den Briefen Hinweise, wie sehr die Jungen den Urlaub herbeiwünschten; sie freuten sich stets übermäßig, wenn sie den Verwandten oder Freunden endlich das Datum mitteilen konnten. So heißt es etwa aus der Feder von *René Pünnel*: "Ob wir nach Hause für Ostern kommen, weiß ich noch nicht (...) Ich würde schon lieber heute als morgen nach Hause kommen, denn dort wartet die Arbeit auf mich. Ich muß fast immer weinen, wenn meine Mutter schreibt, daß fremde Leute unsere Arbeit machen und daß ich hier herumlaufe. Denn das geht mir nicht, mit dem Spaten oder Gewehr oder Gasmasken zu hantieren." ¹¹

René Thomé seinerseits hielt Ostern (25. April 1943) lakonisch in seinem Tagebuch fest: "Im Geist in der Heimat". *Eugène Schritz* dagegen drückte es einmal so aus: "Ich glaube heute habt ihr Kirmes. Wie gerne wäre ich dagewesen. Aber leider muß man hier sein. Der Winter beginnt. Es wird kalt. Habt ihr meine Briefe erhalten? (...) Ich habe keinen Bleistift mehr. Schickt mir ein paar! Wie ist es zu Hause? Man hört überhaupt nichts mehr. (...) " Zu diesem Zeitpunkt, am 21. November 1943, war Eugène nicht mehr so optimistisch wie im Jahr vorher, als er, in einem Brief aus Großtychow (10.12.42) an Octavie Nilles, seinem Humor freien Lauf gelassen hatte: "Bulgarien wird unsere nächste Heimat sein. Warm wird es dort sein. Denn wir geben Handschuhe und Kopfschützer ab. Ersetzt wurde es durch Gewehr und Stahlhelm. Doch wenn ich das Glück habe, nochmal wiederzukommen, werde ich als Neger zurückkommen. So wird die Sonne uns brennen."

⁹ Postkarte an Familie Schritz

¹⁰ Vgl. Brief vom 7. März 1943 an Familie Schritz

¹¹ Brief vom 28. März 1943 an Familie Schritz

1.4. Die Zugfahrt

Wenn *Nill Gaspard* zum Urlaub nach Hause kam oder wieder zurückfuhr, notierte er jeweils ganz exakt die Strecke des Zuges in sein Tagebuch. Am Mittwoch, dem 28. April 1943, z.B. nahm er den Zug in Krakau und fuhr nach Hause; am Mittwoch, dem 19. Mai, ging es in umgekehrter Richtung zurück. Der Zug fuhr um 14.40 Uhr in Roodt ab; über Trier, Bullay, Koblenz, Bad Ems, Gießen und Marburg erreichte Nill kurz nach Mitternacht Kassel. Es folgten u.a. die Stationen Nordhausen, Halle an der Saale, Falkenberg (Elster), Cottbus, Glogau. Genau am Mittag erreichte der Zug Breslau, wo es einen mehrstündigen Aufenthalt bis 16.33 Uhr gab. Dann wurde die Reise fortgesetzt über Brieg, Gleiwitz, Hindenburg nach Kattowitz (20 Uhr). Am Freitag, dem 21. Mai, lief der Zug um 4.10 Uhr im Bahnhof von Kielce ein, so daß Nill morgens um 6 Uhr in der Kaserne ankam. Hier mußte er sich nun am Vormittag überall anmelden und "faßte" wieder alle Sachen, die er benötigte.

Beim nächsten Urlaub, einem "Arbeitsurlaub", der ihm für die Zeit vom 3. bis zum 27. Juni 1943 gewährt worden war, war Nill zwei volle Tage unterwegs. Diesmal reiste er von Kielce u.a. über Kattowitz, Dresden, Leipzig, Weimar, Erfurt, Gotha, Hersfeld, Fulda, Frankfurt, Rüdesheim, Niederlahnstein, Koblenz, Wasserbillig nach Roodt.

3. Dokument: Eine Seite aus dem Tagebuch von *Corneille Gaspard* aus dem Jahre 1943

1.5 Militärische Ausbildung

Im Tagebuch von *Nill Gaspard*, das die täglichen Stundenpläne enthält, läßt sich genau ablesen, worin die Ausbildung in den Kasernen bestand. Es begann mit Übungen im Gelände: hinlegen, kriechen, Entfernung einschätzen, vorarbeiten. Es folgten die "Schießausbildung" (Gewehr, Maschinengewehr, Pistole), die "Gefechtsausbildung" (Exerzieren mit Gasmasken, Durchkämmen von Wäldern und Dörfern, Säubern eines Dorfes vom Feind, Einbruch in die Feindesstellung, Panzerbekämpfung, Ausheben von M.G.-Nestern, Werfen von Granaten, Bunkerkampf, Überwinden eines Flusses), die "Nahkampfausbildung" und das "Wacheexerzieren". Zwischendurch gab es Unterricht: über Verhalten bei Gasangriff, "über Bekleidungsstücke für den Winter" oder "über politische Tagesfragen" etwa.

Am Donnerstag, dem 11. März 1943, gab es für Nill folgendes Programm: Mitternacht: Wecken; von 1 bis 7 Uhr: Marsch von 25 km mit Nachtausbildung; von 7 bis 11 Uhr: Schießen mit Gewehr und Maschinengewehr; um 12 Uhr: Mittagessen; von 13.30 bis 15 Uhr: Waffenreinigen und Waffendurchsicht; von 15 bis 16 Uhr: Schießausbildung; von 16 bis 16.30 Uhr: Kaffeepause; von 16.30 bis 17.30 Uhr: Unterricht über Maschinengewehr; 17.30 bis 19 Uhr: Waffenreinigen, Putzen und Flickstunde; 22 Uhr Verlesen.

Fred Berchem meldete sich am 25. August 1943 aus Graudenz, der Ordensstadt am Weichselstrom, wo er, zusammen mit Jempy Froehling, zum Kanonier ausgebildet wurde, und berichtete der Familie

Michel Schritz ganz drastisch und offenherzig, worin ihre Tätigkeit bestand: "Wir waren nun drei Tage in Gruppe auf dem Truppenübungsplatz (...) Aber was war das ein Leben da! In der Kaserne fressen die Wanzen einen und draußen die Ameisen, und die Feldküche kam uns nicht immer nach, es war schon fast wie in der Front. Was wir da etwas zusammen geschwitzt haben! Unsere Geschütze mußten wir ganz eingraben, und dann auf einmal mußten wir wieder an die Geschütze, und des Nachts hatte man überhaupt keine Ruhe gehabt. Immer mußte einer Posten stehen, dann wurden wir wieder angegriffen, dann mußten wir wieder schießen usw. Als wir es fast besser hatten, mußten wir wieder abrücken, aber auch diese Zeit geht vorüber, und wir hoffen, daß wir uns bald in der Heimat wiedersehen. Nun habe ich schon in drei Tagen nicht mehr viel geschlafen." Am 12. September ergänzte er diese Schilderung in einem Feldpostbrief, der in Thorn, wo sich der Truppenübungsplatz befand, geschrieben wurde und den Stempel "Kulmsee" trägt: "(...) und immer hieß es von neuem: Sprung, auf, marsch, marsch, und das so ein Tag wie der andere. Am Mittwoch und am Freitag hatten wir Scharfschießen, und morgens geht es wieder im Fußtrapp zurück nach Graudenz. Der Marsch soll drei Tage dauern, und in dem Zelt wird es nachts noch nicht allzu warm sein. Danach sollen wir Besichtigung haben und dann Urlaub, und hoffentlich ist der Krieg dann zu Ende, denn nun geht es ja immer besser und jeden Tag geht es näher zum Sieg." Für jene, die Fred kannten, war klar, wessen Sieg er meinte! Es war mit Sicherheit nicht jener immer wieder hinausposaunte "Endsieg" der deutschen Truppen.

In welche Lage man damals, selbst während der Ausbildung, geraten konnte, schilderte *Jempy Froehling*. Er berichtete, daß eines Tages beim Appell in Graudenz ein Luxemburger fehlte. Als dieser Junge nach einiger Zeit nach Graudenz zurückgebracht wurde, wollten die deutschen Befehlshaber, daß ein Luxemburger diesen "Fahnenflüchtigen" erschieße. Der Oberleutnant erhielt aber von allen Luxemburgern die eindeutige Antwort: "Nein!" Der Junge wurde fortgebracht und wahrscheinlich anderswo erschossen.

Solche Situationen bildeten Ausnahmen. Die meisten Zwangsrekrutierten hatten zunächst andere Sorgen. So schrieb *Eugène Schritz* am 31. Mai 1943 aus Döbeln: "Aber der Brief traf uns in einer traurigen Stunde. Nämlich morgen Nacht um ein Uhr werden wir verladen. Wohin wissen wir nicht. Wir sind 150 Mann, die fort kommen. Sämtliche Luxemburger und Lothringer und diejenigen Deutsche mit Schnurrbärten, die unsere Väter sein könnten. Wir sind zusammen über 60 Ausländer. Eine stramme Kompagnie. Doch jetzt ist wieder all der Spaß aus. Wir hatten ein herrliches Leben. Samstags und sonntags Ausgang. Wir gingen essen, ins Kino, ins Theater, haben auch Photos gemacht. Verschafft nur noch Filme und schickt mir die auf meine neue Adresse. (...) Wir machen unser bestes und befolgen die Ratschläge, die der katholische Pfarrer von Döbeln uns am Tage vor der Vereidigung gab. Er gab jedem einen Rosenkranz, der keinen hatte. Es war ein feiner Mann. (...) Macht euch kein Kopfzerbrechen, wir sind bald wieder zu Hause." Zusammen mit Paul Feltz kam Eugène nach Litzmannstadt. Ab der zweiten Hälfte des Monats Juni enthalten seine Briefe und Karten nur mehr die Feldpostnummer 41016 E ohne Ortsangabe. Am 9. Juli 1943 berichtete er nach Hause: "Ich werde nicht krank. Ich habe bereits alles probiert, aber es geht nicht. (...) Heute hatten wir

wieder einen ruhigen Tag. Wir hatten Scharfschießen 150 m freihändig und beim M.G. 10 Schuß Dauerfeuer. Ich habe sämtliche Bedingungen erfüllt. Die sie nicht erfüllten, können noch immer sonntags nachschießen gehen. (...) Ich glaube, die Partisanenjagd fällt an. Um so besser. Dann haben wir am Samstag einen Marsch. Das ist nichts Schönes. Da muß man immer all seine Kräfte anspannen, um auszuhalten. Letztes Mal waren ein paar zusammengebrochen. Ich glaube, in sechs Wochen bin ich wieder zu Hause. Unsere Ausbildung soll bis zum 8. August dauern. (...) Gestern abend hatten wir zum zweitenmal Feldgottesdienst. Es war eine traurige Stunde. Unser Oberleutnant (der Kompagniechef), ein prima Kerl, kniete mit uns hin, um die heilige Kommunion zu empfangen. Liebe Geschwister, wenn ihr in den letzten Tagen den Heeresbericht gelesen habt, so könnt ihr euch denken, was hier los ist. Die Flieger brummen in der Luft. Die Partisanen werden immer frecher. Betet jeden Tag ein wenig, daß wir hier fort sind, bevor der Russe kommt. Ich muß euch sagen, ich habe vorgestern mein liebes Kettchen verloren. Wenn ihr noch eins habt, so schickt es mir in einem Brief. Ich wäre froh, wieder eins zu besitzen. Hier habe ich ein russisches Geldstück, es hat den Wert von einer Mark. Legt es weg, es ist ein Andenken."

2 Der Einsatz

Wer sich nach der Ausbildung nicht absetzen konnte oder wollte, kam meistens bald zum Einsatz gegen Partisanen oder zum Einsatz an der Front. Von nun an wechselten ruhigere Tage mit Zeiten voller Schrecken und Todesgefahr.

2.1 "Was ist alles Menschenwerk!"

René Thomé, der 16 Monate in der Wehrmacht verbringen mußte und die meiste Zeit davon in Rußland war, schrieb häufig nach Hause und erhielt auch viel Post. Er verzeichnete alle Korrespondenz peinlich genau in seinem Tagebuch und scheute sich nicht, dem Tagebuch gelegentlich Gefühle und persönliche Eindrücke anzuvertrauen. An manchen Stellen der Notizen trifft der Leser so auf einen äußerst sensiblen jungen Soldaten.

Unter dem Datum vom 20. März 1943 notierte er: "Ich sitze hier in der Stube eines russischen Hauses und habe Quartierwache. Und wie das in solchen Fällen immer der Fall ist, wenn man allein ist, so auch jetzt bei mir. Die Gedanken gehen zurück in die Heimat, und man denkt an die schönen Stunden, die man zu Hause verbracht hat, und man fragt sich, was würdest du jetzt vielleicht zu Hause machen oder was hast du voriges Jahr um diese Zeit zu Hause gemacht. Doch, wie ganz anders ist es hier. Heute ist der 20. März, und es ist ein schöner Frühlingstag, man möchte fast sagen: warmer Sommertag, wenn man so zum Fenster hinausschaut aus der warmen Stube. Die Sonne strahlt am blauen, wolkenlosen Himmel, und das Herz geht einem so richtig auf. Das alles wäre zu Hause so und ist auch so. Aber hier ist es doch noch lange nicht so. Kommt man nur vor die

Türe, so schlägt einem der kalte Nordwind mit solcher Wucht entgegen, daß man unwillkürlich stehen bleibt, und ein Schauer läuft einem den Rücken hinunter, und die Sonne scheint doch so schön vom blauen Himmel herab. Einzelne stehende Bäume und Sträucher sind kahl; der Boden ist gefroren. Überreste von Schnee sind noch zu sehen und auch Eis. Von der Sonne wird die obere Schicht des Eises etwas naß und auch der Boden wird etwas weich, aber sobald die Sonne verschwunden ist, auch wenn sie noch nicht verschwunden ist, gefriert alles wieder sofort durch den Wind. Ja, einen Wind, den man sich so nicht vorstellen kann. Ach, wie ganz anders als zu Hause! Nur der Himmel und die lachende Sonne sind dasselbe. Und die Verhältnisse, welch ein himmelgroßer Unterschied! Darüber gibt es noch vieles zu sagen. Ach je! Man hört das Rauschen und Mahlen einer Windmühle, die in ungefähr 200 m Entfernung steht. Tja, und morgen ist Frühling."

Vier Tage später hielt er weitere Überlegungen fest, nachdem er einen alten Brief seiner Mutter noch einmal gelesen hatte: "Die Überschrift gleich hat es mir angetan. Da schreibt meine Mutter so schön 'Mei le'we Jong.' Ich habe mir die Überschrift abgerissen und will sie aufbewahren. Hinten drauf ist noch ein Abschnitt von den Zeilen, die meine Mutter mir damals schrieb: 'und bete jeden Tag für Euch.' Ja, liebe Mutter, tue das nur! Und das eine schwör ich dir hier bei Gott. Ja, liebe Mutter, ich bin 'dei le'we Jong', und du sollst noch einmal deine wahre Freude an mir haben. Goldige Tage sollst du noch erleben, wenn dein Junge wieder bei dir ist. Diese Zeilen sollen dir die Gewähr dafür geben."

Nach Monaten, am 5. August 1943, las er die Zeilen, die er bei Frühlingsbeginn geschrieben hatte, noch einmal durch und ergänzte: "Nun ist Sommer, Mitte Sommer. Ich sitze nun hier in einer Maschinengewehrstellung mitten in einem Kleefeld in Rußland, und drüben, etwa 700-800 Meter entfernt, liegen die Russen. Ja, nun bin ich schon fast 4 Monate hier. Hier hört und sieht man sonst nichts als tagein tagaus dasselbe. Man weiß überhaupt nicht, ob man noch ein Mensch ist; man ist schon sowas wie ein Rad in einer Maschine. Zerbricht mal so ein Rad, so wird man ersetzt und schon ist die Sache erledigt. Das einzige, was einen noch an die Welt erinnert, ist der Briefwechsel, und da kommen einem manchmal die Gedanken, und man denkt nach über die schönen Zeiten von früher zu Hause, und dann wird einem schwermütig, und auch zuweilen träumt man in den paar kurzen Ruhestunden, die man hat, auch davon. Nur eins hat man noch hier, und das ist Gott und das Gebet, und gerade hier fühlt man sich enger denn je mit Gott verbunden, und man fühlt mehr denn je Gottes Nähe und Gottes Allmacht, und darin liegt ja auch das Geheimnis, das einem immer wieder Kraft gibt und das einen immer wieder aufrichtet und aufrecht erhält. Ach, was ist alles Menschenwerk und Menschliche gegen Gottes Kraft und Größe! Nichts, ein Garnichts! Drüben am Bahndamm - war mal einer gewesen - steht noch ein halbes Bahnwärterhäuschen; das ist das einzige, was immer noch täglich an menschliche Kultur erinnert, und das Haus werde ich auch nicht vergessen."

In diesen Monaten erlebte René einen eher ruhigen Stellungskrieg; aber er hatte das häßliche Gesicht des Krieges längst kennengelernt. Am 24. Februar 1943 war er zum ersten Mal in eine Schlacht geraten, in die Partisanen seine Kompanie verwickelt hatten. Im Marschschritt näherte sich die Kompanie an jenem Tag dem Dorf Potemkim, als plötzlich Heuhaufen sich zu bewegen

begannen und sich als Panzer, die sofort feuerten, entpuppten. René konnte sich nur noch hinter eine kleine Bodenerhebung werfen, wo er ruhig liegen blieb; etwas später warf er sich in einen Bach, der hinter ihm floß, und verblieb dort, bis es dunkel wurde. Erst dann konnte er sich zu seiner Einheit, die erste Verluste zu verzeichnen hatte, zurückschlagen.

Zunächst war er im Hinterland gegen Partisanen eingesetzt worden, am 22. April aber kam er bei Stalino in die vorderste Linie und gewann die ersten Eindrücke von der Front; die Russen lagen in einer Entfernung von nur 600 Metern. Vier Tage später hätte er tot sein können. Daß er es nicht war, verdankt er einem glücklichen Umstand. Er hätte an jenem Morgen um 6 Uhr im Graben gleich hinter dem Minenfeld und dem Stacheldraht Wache stehen sollen. Ein Berliner aber hatte Urlaub erhalten und René gebeten, die Wache mit ihm zu tauschen, damit er den Urlaub früher antreten könne. Als René den Berliner um 8 Uhr ablösen sollte, wurde der tot aufgefunden. Ein russischer Scharfschütze hatte ihn morgens um sechs mit einem Bauchschuß getötet. Der Berliner war, um seinen Posten einzunehmen, nicht durch den Graben, sondern über das freie Feld gelaufen; diese Abkürzung hatte ihn das Leben gekostet. Ohne den Wechsel mit dem Berliner hätte die Kugel mit Sicherheit René getroffen, da auch er zunächst stets die Abkürzung über das freie Feld genommen hatte.

Die Kraft zum Durchhalten fand René ohne Zweifel im Briefkontakt mit den Lieben zu Hause, der Mutter, den Geschwistern und den Bekannten, besonders aber auch im Glauben und Gebet. Im März 1943 notierte er: "Die Kraft und das Heil des kleinen Gebetes habe ich bis jetzt schon oft spüren und feststellen können. Es ist sehr zuverlässig und sogar unfehlbar." Er trug ein Gebet bei sich, das ihm seine Schwester Margot mitgegeben hatte, betete viele Rosenkränze und tat auch das eine oder andere Gelöbnis. Immer wieder stellte er sich unter den Schutz Gottes und unter die Obhut der Trösterin der Betrübten. In geistiger Weise feierte er die christlichen Festtage mit und hielt seine Ostern, als er an der Front war, ebenfalls in geistiger Weise.

4. Dokument: Eine Seite aus dem Tagebuch von René Thomé

2.2 "Davon kannst du dir überhaupt kein Bild machen."

Jempy Jung hatte einige Erlebnisse an der Front, von denen er zu Lebzeiten öfters erzählte. So erzählte er, daß es in Rußland einmal zu einem Nahkampf gekommen sei. Plötzlich habe er einem Russen, der völlig unerwartet aus einem Gebüsch herausgetreten war, allein gegenüber gestanden. Die beiden Soldaten aber schauten sich nur an; keiner schoß!

Auch von der furchtbaren Kälte erzählte er. Dann habe man die Münze geworfen, wer das Zelt zu verlassen und die Suppe zu holen habe. Vor den Schlachten hätten sie öfters Alkohol erhalten. *Jempy* erinnerte sich ebenfalls an die viele Marschmusik, die gespielt wurde.

Die schlimmste Erinnerung verband er mit der Schlacht um Sewastopol. Hier erlebte er ein furchtbares Kesseltreiben, das ihn völlig verwirrte und Todesangst in ihm hervorrief. Er verlor die Orientierung und hörte nur noch, wie ein Kamerad aus Esch ihn rief. Diesem Rufen folgte er, faßte

den Arm des Kameraden und wurde so hinauf auf einen Lastwagen gezogen. Das war seine Rettung; sie kamen aus der Hölle heraus, während andere Kameraden in Gefangenschaft gerieten und nach Tambow gebracht wurden. In einem Feldpostbrief vom 20. Mai 1944 aus Rumänien an Alfons Schritz, Gostingen, spielte Jempy auf diese Schlacht an, als er festhielt: "Was da drüben los war, davon kannst du dir überhaupt kein Bild machen. ... Ich bin mit dem Schiff rüber gebracht worden, unterwegs wurden wir etliche Male von russischen Fliegern angegriffen, doch unser Schiff blieb unbeschädigt. Wir waren 30 Stunden auf dem Wasser."

Von Jempy sind viele Karten und Briefe erhalten, so daß man seinen Gemütszustand in der Wehrmacht und einige seiner Erlebnisse nachempfinden kann.

Eine Karte an Eugen Schritz, RAD Lager K 4/44 Groß Tychow, gestempelt in Roodt/Syr, gibt Jempys Stimmung im Oktober 1942 wieder: "(...) doch ich bin traurig, denn am Sonntag, dem 18. Oktober, muß ich auch schon wieder fort. Jetzt war ich gerade drei Wochen zu Hause. Ich komme in ein Inf. Ers. Regt., doch wo ich hinkomme, weiß ich noch selbst nicht."

Über Berlin-Spandau und Sasslow in Polen kam Jempy schließlich am 23. Dezember 1942 auf die Krim. Von dort schickte er am 3. Februar 1943 einen Brief an Fonni Schritz, in dem er feststellte: "Du bist doch noch wenigstens in der Heimat und da ist es noch immer am besten. (...) Ich liege jetzt auf der Insel Krim. Hier ist ziemlich gutes Wetter, kalt ist es nicht, wogegen ich aber auch gar nichts habe. Wenn das Wetter so weiter geht, werden wir bald im Schwarzen Meer baden können. Ich muß jetzt schließen, denn ich muß bald auf Posten ziehen. Hätte ich meinen Strohsack hier, den ich im R.A.D. hatte, denn hier muß ich auf dem Boden schlafen. Doch man gewöhnt sich schnell an alles, und es geht ja auch alles vorüber. Ich bin noch bei guter Gesundheit." Über drei Monate später berichtete er demselben Freund, daß sie in der Zwischenzeit zweimal umgezogen waren: "Wir legten alles zu Fuß zurück, pro Tag 25 bis 30 km, doch das war allerhand bei der großen Hitze, und wir waren jedesmal froh, wenn Feierabend war. Wir haben jetzt die Tropenuniform erhalten, die ist prima für hier bei dieser Hitze."

Ein Feldpostbrief vom 20. September 1943, an Frl. Eugenie Schritz, Gostingen, nennt die Feldpostnummer "36973 D" und berichtet von einem vierzehntägigen Einsatz gegen die Partisanen: "Doch wir haben nicht einen einzigen gesehen. Dies waren für uns 14 schöne Tage, es hätte aber auch genau so übel werden können. (...) Es sind letzte Woche zwei Luxemburger von unserer Kompanie auf Urlaub gefahren. Ich hoffe, daß ich auch bald an der Reihe sein werde, denn jetzt bin ich ja schon über 11 Monate Soldat." Diese Hoffnung erfüllte sich aber vorerst nicht. Am 5. Oktober 1943 teilte Jempy in der Feldpost an Alfons Schritz, Gostingen, mit, daß er nun gerade "für etliche Tage" ins Krankenrevier eingezogen sei, denn er habe sich den rechten Fuß ein wenig verstaucht und könne keinen Dienst mitmachen. Er fügte hinzu: "Gestern vor acht Tagen erlebten wir hier den ersten Luftangriff der Russen. Dabei wurden zwei russische Flugzeuge abgeschossen, eins fiel in die Stadt, von diesem blieb nichts übrig, als nur lauter Asche. Das andere fiel ins Meer. Ich hoffe, daß ich in der

ersten Zeit auf Urlaub kommen kann." Am 28. Dezember erzählte er vom Weihnachtsfest: "Ich habe Weihnachten ziemlich gut verlebt, ich hätte nicht gedacht, daß ich überhaupt Weihnachten feiern könnte, wir waren zu der Zeit auf Wanderschaft. Zu uns kam der Weihnachtsmann, er brachte uns mehr, als ich dachte. Wir erhielten Schnaps, Schokolade, Bonbons, Kuchen und noch verschiedene andere Sachen. Unsere Gruppe selbst hatte sich ein kleines Festessen zugerichtet. Wir bekamen außerdem noch eingemachte Kirschen, das war was Neues für mich. Hernach wurde dann der Schnaps getrunken. Am ersten Tage hatte ich mich gut gehalten, doch am zweiten Tage hatte ich mich auch nach langer Zeit wieder besoffen. Doch morgens ging es mit frischem Mut wieder weiter. Wir sollen in den ersten Tagen schon wieder fort von hier, doch wohin weiß ich nicht. Ich war jetzt fast in jeder kleinen Ecke von der Krim."¹²

Aufschlußreich ist auch ein Brief an Eugenie Schritz, der nach den schrecklichen Krimerlebnissen am 17. Juli 1944 in Agram verfaßt worden ist: "Unsere längste Zeit waren wir nun auch in Kroatien, doch wo wir wieder hinkommen, weiß ich selbst nicht; hoffen wir, daß es in eine bessere Gegend geht, aber das ist selten der Fall, es wird gewöhnlich immer schlechter. Gut ist es nur in der lieben Heimat. Ich habe heute morgen wieder zwei Mann aus unserer Gegend angetroffen, sie sind aus der Gegend von Metz. Hier sind auch welche von Eupen und Malmedy. Doch ich habe niemanden mehr aus der Heimat bei mir."

5. Dokument: Rekonstruktion der militärischen "Laufbahn" von Jempy Jung durch das West Archiv in Berlin

2.3 "Man fühlt sich auch ganz verlassen"

Wie andere Kameraden wurde *Corneille Gaspard* gegen Partisanen eingesetzt, die damals selbst von den Luxemburgern, die häufig die deutsche Sprachregelung übernahmen, einfach als "Banditen" bezeichnet wurden. Bereits in einem Brief vom 12. Juli 1943 hatte Nill vermerkt, daß die Partisanen in Polen sehr aktiv und sehr stark geworden seien; sie hätten sehr viele Züge gesprengt. In der Zeit vom 27. Juli bis zum 4. August wurde er dann zur Partisanenjagd in die Karpaten abkommandiert. Am 30. Juli mußten die Soldaten frühmorgens um vier Uhr einen Berg ersteigen, kamen "halb kaputt" oben an und sahen den Troß der Partisanen unten im Tal. Gegen Mittag kam es zum Gefecht mit "Russen", die überlegen waren und die Soldaten in deutscher Uniform den Berg hinunter trieben. Das Sturmgepäck blieb zurück. Obwohl die "Deutschen" sich auf einem anderen Berg festsetzen konnten, hatten sie "Verluste an schweren Waffen und ein paar Vermißte und Verwundete", wie Nill in sein Tagebuch notierte.

In einem Feldpostbrief vom 10. August 43 an Familie Michel Schritz schilderte Nill weitere damalige Erlebnisse: "Bin bereits jetzt schon drei Wochen von Kielce weg im Einsatz gegen die Partisanen in den Karpaten. Es ist ziemlich schön hier, aber wenn die hohen Berge nicht wären, denn diese zu

¹² Feldpostbrief des Gefr. J.P. Jung (F.P.N. 43684 W.) an Alfons Schritz, aus dem "Osten"

ersteigen ist noch lange nicht leicht. Wir müssen aber hoch, das kann alles nichts nützen. Die Zeit, wo wir hier sind, haben wir noch nicht viel von den Banditen zu sehen bekommen, und ich glaube auch nicht, daß wir viel von ihnen zu sehen bekommen, denn es sind sehr schlaue Kerle. (...) Man fühlt sich auch ganz verlassen hier von der Welt, denn kein Haus, kein Mensch und nichts ist hier in den Bergen zu sehen. Habe hier in den Bergen auch noch nicht viel warme Stunden erlebt, gerade unten im Tal und auf den Bergen ist es sehr kalt. Bis in die Ecke von der rumänischen und ungarischen Grenze waren wir schon." Am 19. August stießen die Soldaten neuerdings auf Partisanen, nahmen aber nur Reißaus, da die Partisanen zu unerwartet auftauchten und bereits zu nahe waren. Einen ganzen Tag zog Nill anschließend mit seinen Kameraden durch die Berge; sie machten viele unnötige Kilometer und litten unter der furchtbaren Hitze, die an dem Tag herrschte: "Es waren 55 Grad Hitze."

13

6. Dokument: Eine weitere Seite aus dem Tagebuch von Corneille Gaspard aus dem Jahre 1943

Nill erlebte nach diesem Partisaneneinsatz wieder ruhigere Tage, die aber Ende Dezember vorbei waren, als er an die Front mußte. Vom 27. Dezember bis zum 5. Januar baute er mit an Bunkern und Stellungen; dann aber zog die deutsche Armee sich zurück: über Krotow zum Brückenkopf am Fluß Ditsche, wo Nill nun über drei Wochen in einem Sumpfgebiet in Stellung lag. Anfang Februar erfolgte ein russischer Angriff, bei dem Nill verwundet wurde.

2.4 "Wozu der Krieg?"

Die Schrecken des Krieges hatte inzwischen auch *Eugène Schritz* erfahren. In einem Feldpostbrief an Octavie Nilles vom 30. August 1943 schrieb er: "Seit acht Tagen rennen wir in den russischen Wäldern herum. Es waren schöne und gruselige Tage und Nächte dabei. Die ersten 100 km haben unsere Beine hinter sich. Hie und da wollen die Beine nicht mehr, jedoch sie müssen. Octavie, das Leben ist süß. Wir sagten immer, ich schieß nicht. Nein Octavie. Es ist nicht wahr. Jeder will seine Heimat wiedersehen. Das nächste, was ich am Feinde stand, waren noch weniger als 20 Meter. Nur eine Straße lag dazwischen. Nur Handgranaten hörte man. Octavie, es war der erste Nahkampf."

Nach Briefen und Paketen aus der Heimat sehnte sich Eugène Schritz genauso wie die anderen. So drückte er am 12. Januar 1944, im Feldpostbrief an seinen Vater, seine Freude darüber aus, daß er Briefe erhalten hatte. Er berichtete ebenfalls von der Irrfahrt eines Paketes, das Mitte Oktober abgeschickt worden war: "Es ist drei Monate in Rußland rum gegendelt. Es war noch alles gut. Aber die Mäuse hatten bereits drin gehaust. Scheiß egal. Es ist bereits leer. Der Honig schmeckt ganz prima. Auch habe ich mal wieder Sacharin, um meinen Kaffee zu süßen." Er fügte hinzu: "Ich will

¹³ Tagebuch von Corneille Gaspard, Eintrag vom 19. August 1943

immer Post haben. Schickt mir nur Schreibpapier. Ich habe Paulchen auch vor zehn Tagen geschrieben. Ich habe noch immer keine Antwort bekommen. Es tut mir leid um Paul.¹⁴ Ich glaube, er ist in der Scheiße drin. Er wird sicher bei Witebs sein. Schaut zu Hause nicht nach Beförderung oder Auszeichnung. Mir ist mein Leben lieber. Ich bin keiner von den Dummen. Ich werde mich schon durchschlagen. Ich glaube, ich werde auch noch vor April in Urlaub kommen. (...) Aber nicht zu früh freuen. Ich bin schon oft genug darum beschissen worden. Jedoch, ich will hoffen, daß bald der Krieg aus ist."

Bevor Henge Jéng aber in Urlaub fahren konnte, gab es noch manche schwere Stunden. "Es ist zwar keine Freude und kein Spaß mehr hier. Aber immer Kopf hoch, kein Verzagen. Die liebe Gottesmutter wird mir helfen. Ich habe festes Vertrauen", schrieb er am 3. März. Sechzehn Tage später hatte er ein schöneres Leben; sie lagen wieder im Graben. Eugène gab allerdings offen zu, daß er Glück gehabt habe "in den schweren Tagen, die wir erlebt haben".

Dann aber erhielt Jéng den erhofften Urlaub (vom 3. bis 24. April 1944). Zu Hause traf er sich öfters mit seinem ebenfalls beurlaubten Kameraden Corneille Gaspard. Wie einem Zeitzeugen in Erinnerung geblieben ist, schossen die beiden, zum Training und Spaß, eines Tages in "Winterbaum" auf Pferchenpfähle, die für sie willkommene Zielscheiben darstellten.

Am 30. April gab Eugène jedoch bereits wieder ein Lebenszeichen aus dem "Osten", und am 8. Mai schilderte er die Lage in folgender Weise: "Mir geht es auch so ziemlich. Hie und da könnte es besser gehen. Die Verpflegung wird jeden Tag schlechter. Schickt mir aber keine 100 gr Päckchen mehr. Sie sind doch alle kaputt. Es stehen ja noch überall Kartoffeln. Wir haben jetzt schlechtes Wetter. Es regnet immer. Und immer ist es neblig. Zum Schlafen kommt man überhaupt nicht."

Freude bereitete ihm in diesem Monat die Ankunft eines anderen Luxemburgers. Am 13. Mai hieß es zudem: "Ich sitze hier draußen hinter unserm Bunker und schreibe. Wir haben uns ein Loch zwischen den Bäumen ausgehoben. Ein paar Bänke und einen Tisch gebaut, und hier verbringen wir die schönen Tage. Kaum kann man die Hitze aushalten. Bis jetzt haben wir ein ganz schönes Leben. Den ganzen Tag laufen wir ohne Jacke rum in Hemdsärmel. Ja, wir fragen uns, wozu der Krieg. Wir machen es uns bequem. Nachmittags sollten wir arbeiten. Nein, daraus wird nichts. Denn bei uns heißt es: wie die Verpflegung so die Bewegung. Heute hatten wir wieder unser liebstes Essen. 'Stacheldrahtverhau' oder, wie man es noch nennen kann, 'Quer durch die russischen Steppen'. Gestern hatten wir noch was Besseres. Es war süßer Gries. Sah aus wie Milch. Schmeckte wie mit Sacharin gesüßtes Wasser. Ja, man geht einmal schiffen und weg ist es. Macht euch jedoch keine Sorgen. Nach dem Krieg wird das alles wieder nachgeholt. Schreibt mir oft!"

¹⁴ Gemeint ist Paul Feltz, "Néckse Pol".

Aus einem teilweise zerrissenen Brief geht hervor, daß Eugène zum Divisionsgefechtsstand geladen und verhört worden ist. Hierbei ging es um die Desertion von drei Luxemburgern, die Eugène kannte: "Aber ich stellte mich den Dummen. Ich habe gar nichts gesagt."

Eine angenehmere Abwechslung gab es an Pfingsten (28.5.44): "Heute ist Stimmung in allen Bunkern. Wir freuen uns wie die kleinen Kinder. Frieden ist noch nicht. Aber es scheint fast so. (...) Nur ein gutes Essen hat uns ein bißchen, ich kann sagen ein bißchen viel aufgedreht. Ich will euch mal kurz verraten, was es war: Erschreckt nicht. Es ist kein Spaß. Es soll die Wassersuppen wieder aus unserm Schädel raustreiben: Also: Mittags gab's Salzkartoffeln mit Sauce und Kalbfleisch, Rotwein ein Liter, eingemachte Pflaumen, ferner: Schokolade 100gr., zweierlei Kuchen, Bohnenkaffee, Wurst und Butter und zu guter Letzt noch 200 Zigaretten, 20 Zigarren und zwei Packungen Tabak.... Ja, ich kann nur sagen, es war Pfingsten."

Die Schatten des Todes zogen jedoch immer stärker auf. Im Juni antwortete Eugène in einem Brief: "Es freut mich, daß ihr ein Bild von Franzen ¹⁵ seinem Grab habt. Ich war gestern auch auf dem Friedhof von unserer Division. Ich glaube, da liegen auch verschiedene Luxemburger. Fragt mal, ob Engel von Ollem, oder von wo er ist, gefallen ist. Er ist mit Huef verwandt. Er war bei mir in der Ausbildung. Hier war nämlich ein Grab, wo Engel drauf stand von Jahrgang 1923. Wo Keller René begraben liegt, komme ich nicht hin. Ich will auch nicht mehr das Gelände sehen."

7. Dokument: Eugène Schritz in der Wehrmachtsuniform

3 Hoffnungen

Der Krieg wollte kein Ende nehmen; er dauerte, wen sollte es wundern, den Gostinger Jungen viel zu lange. Gelegentlich klangen in den Briefen ihre Hoffnungen durch. So fragte *Nill Gaspard* am 21. März 1943: "Soll es denn nicht bald ein Ende nehmen?" ¹⁶ Voller Zuversicht meinte er gar im August, nachdem er die Nachricht von der ersten Umsiedlungsaktion in Gostingen erhalten hatte: "Sie siedeln deren nicht mehr viel um, denn die Zeit ist zu kurz, wo se nach do sin." ¹⁷ Der Wechsel ins Luxemburgische dürfte eine Vorsichtsmaßnahme von Nill gewesen sein.

Nach dem Ende des Krieges sehnte sich auch *Eugène Molitor*. Wie ihm zumute war, zeigt sich in einem Brief aus Zamosc, einer polnischen Stadt, von wo er sich am 27. Januar 1944 meldete. Ganz deftig stellte er fest: "Man wird nicht klug aus der ganzen Sauerei." Dann beschrieb er die Situation vor Ort: "Der Winter ist in diesem Jahr ausnahmsweise besonders mild. Zur Zeit ist richtiges

¹⁵ Gemeint ist François Frieden, der am 1. März 1944 gefallen ist.

¹⁶ Brief aus Kielce an Familie Schritz

¹⁷ Brief aus den Karpaten vom 10. August 1943 an Familie Michel Schritz. Die Feldpostnummer des Soldaten Gaspar Cornelius lautete: 56997 B.

Tauwetter, dazwischen Regen und so weiter. Schnee liegt keiner mehr, dafür steht aber überall das Wasser. In den Straßen steht der Brei stellenweise 1/2 Meter hoch. Jetzt geht es schon wieder, aber vor ein paar Tagen war es fast nicht möglich durchzugehen. Wenn man doch nur einmal aus dieser Dreckwüste raus wäre. Einmal kommt es bestimmt, aber wann, hoffentlich bald." ¹⁸

Diese Hoffnungen erfüllten sich allerdings nicht so schnell. Die Zwangsrekrutierten hatten weitere bittere Stunden vor sich; während einige ihr Leben im Feld ließen, wurden andere verwundet.

4 Verwundungen

Wer an der Front eingesetzt wurde und an Kämpfen teilnehmen mußte, konnte jeden Augenblick mehr oder weniger schwer verwundet werden. Das erfuhren auch Gostinger Jungen.

René Thomé wurde am 31. August 1943 durch Splitter am Kinn getroffen, was ebenfalls den Verlust der Zähne bewirkte; er mußte ein erstes Mal ins Lazarett. Nach einem weiteren Lazarettaufenthalt (in Przemysl wegen Ruhrkrankheit) kam er im Dezember 1943 nach Wien, wo ihm das Verwundetenabzeichen in "Schwarz" verliehen wurde.

8. Dokument: "Besitzzeugnis" von der Verleihung des Verwundetenabzeichens an René Thomé

Paul Feltz rückte am 20. November 1943 an die Front ab und kam nach Zagroby am Bug. Am 3. Januar 1944 bereits schickte er aus Warschau eine Ansichtskarte an Octavie Nilles. Seine Adresse lautete nun: "Res. Lazarett X Warschau C.1. Postamt 299 Station C.1." Das Motiv der Karte zeigt Bilder nach Originalzeichnungen von Karl Bloßfeld mit den Titeln: "Erste Hilfe im Verwundetennest" und "Sanitätsdienst des Heeres an der Front." Die Karte war das Lebenszeichen eines jungen Soldaten, der sehr schwer am Arm verletzt worden war und dessen Handsehnen hatten angenäht werden müssen. Einige Monate später, am 28. April 1944, meldete sich der Soldat Paul Feltz ein weiteres Mal mit einem Feldpostbrief bei Eugenie Schritz. Aus dem Res. Laz. Hof (Saale) schickte er Grüße und betonte, daß er "bei guter Gesundheit" sei. Zugleich bedauerte er, daß er noch nicht nach Hause kommen durfte. Er fügte hinzu: "Ich warte jeden Tag drauf. Mir geht's hier gut, aber lieber wär ich doch zu Hause, denn da ist es doch schöner."

Jos Berchem mußte, laut Angaben im "Wehrpaß", ab 11. Januar 1944 an Stellungskämpfen im Bereich der Heeresgruppe Nord teilnehmen und wurde zweimal verwundet. Militärisch knapp ist das festgehalten: "18.1.44: Durchschuß rechter Oberarm in Rußland als Mitglied des 9. Gr. Rgt. 96; 5. 3. 44: schwere Verwundung: Splitter an Kopf und Brust".

¹⁸ Brief an Eugenie Schritz und "alle"

Corneille Gaspard erlitt am 3. Februar 1943 bei einem Angriff der Russen einen Gesäßdurchschuß: "nur eine Fleischwunde" ¹⁹; er kam ins Revier, mußte aber am 18. Februar schon wieder zurück zur Einheit. Das Positive an der Verwundung war für Nill selbst, daß er die Schützengräben verlassen konnte und endlich wieder Zeit zum Schreiben und Ausruhen fand: "Habe mich in diesem Jahr noch nicht ausgeschlafen, bis ich jetzt ins Revier kam. Da hatte ich mal endlich die Gelegenheit wieder, um mich auszuschlafen. Vorne haben wir doch oft tagelang in der Nacht wie am Tage nicht geschlafen. Man glaubte, das wäre nicht auszuhalten. Aber wir haben gesehen, was man alles aushalten kann. Man hat nachher gar nicht mehr ans Schlafen gedacht." ²⁰

9. Dokument: Eine deutsche Kompanie in Bobruisk (Rußland), wohin es Jempy Froehling verschlagen hatte

Jempy Froehling geriet bei Bobruisk (Rußland) in eine Großoffensive der Russen. Während des Rückzugs der Infanteristen erlitt er am 21. Juni 1944 einen Durchschuß im Oberschenkel. Gespürt hatte er zunächst nichts; plötzlich aber stellte er fest, daß sein Schuh voller Blut war. Daraufhin rief Jempy den beiden, die mit ihm zusammen waren, einem Lothringer und dem Kummer aus Canach, zu: "Kommt, wir machen uns fort!" Da die beiden nicht darauf reagierten, warf Jempy sein Gewehr und seinen Tornister fort, suchte die Sanitäter auf und ließ sich einen Verband anlegen. Er erwischte gerade noch einen Abtransport und wurde, in einer elftägigen Fahrt, von Witebsk nach Warschau gebracht. Dort wurden sie entlaust und neu eingekleidet. Anschließend kam er für zehn Tage in ein Lazarett in Fritzlar bei Kassel und endlich für 14 Tage nach Hause. Hier behandelte er seine Wunde mit Sägemehl. Aber es war zum Verzweifeln; es ergab sich keine Vergiftung, so daß Jempy sich in Ratzeburg, dem Standort der Kompanie, zurückmeldete. Da die Wunde schließlich doch feuerrot geworden war, verschrieb der diensttuende Arzt ihm noch einmal zehn Tage Urlaub, was ihm, angesichts des Heranrückens der Amerikaner, die Desertion ermöglichte.

5 Refraktion und Desertion

Jempy Froehling hatte, aus Rücksicht auf seinen Vater und unter dem Druck seines Bruders, die Desertion lange hinausgeschoben. Einige seiner Kameraden aber hatten schneller gehandelt.

5.1 Roger Pundel

¹⁹ Brief an Familie Schritz aus Rußland vom 8. Februar 1944

²⁰ Ebda.

Der erste Gostinger, der sich der Wehrmacht entzog, war Roger Pundel. Er hatte sich nach einem Heimaturlaub in der ersten Hälfte des Jahres 1943 abgesetzt und Unterschlupf im "Hôtel du Mullerthal" in Consdorf gefunden. Eine Hausdurchsuchung durch die Gestapo dort am 13. August 1943 brachte ihn in eine äußerst kritische Situation. Roger konnte sich, wie vereinbart, vom Speicher in einen kleinen Anbau retten und das Eingangsloch notdürftig mit einem Wäschekorb tarnen. Auf einen Meter gingen die Gestapoleute an Roger vorbei; zum Glück bemerkten sie nichts. Zwei Tage später siedelte Roger um. Mit einem Lastauto der Clausener Brauerei wurde er nach Luxemburg gebracht, ohne daß der Fahrer Genaueres über den Passagier wußte. Diese Vorsichtsmaßnahme erwies sich als richtig, da sich der Fahrer völlig normal verhalten konnte, als er in Junglinster in eine Kontrolle der Gendarmerie geriet. Ein zweites Mal hatte Roger Glück, denn der Lastwagen wurde nicht kontrolliert. So gelangte er ohne weitere Probleme zur Familie Obach nach Bonneweg, wo er zunächst allein, dann in Gesellschaft seines Bruders, das Kriegsende abwartete. Sein Bruder André hatte sich durch Flucht der Umsiedlung und dadurch auch einer möglichen Zwangsrekrutierung entzogen; er war eine Woche lang bei den Nachbarn, der Familie Camille Kinn, untergetaucht und war dann von Antoine Tondt ("Luddes Ton"), der seinen Lieferwagen im Krieg hatte behalten dürfen, nach Bonneweg gebracht worden.²¹

Weitere Jungen aus Gostingen und Kapenacker, die untertauchten, waren Aloyse Schmit²², Théophile Weirich, Alfred Berchem, Aloyse Ernster²³, Felix Kieffer²⁴, René Thomé und Corneille Gaspard.

5.2 Théophile Weirich

Da nach der Ausbildung im Reichsarbeitsdienst anfangs gewöhnlich eine Entlassung nach Hause erfolgte, hatte Théophile Weirich es, mit Rücksicht auf die Repressalien gegenüber der Familie, vorgezogen, die RAD-Pflicht zu erfüllen. In dieser Zeit aber wurde in der Familie Weirich sein Untertauchen geplant. Es galt zunächst einmal, einen falschen Paß zu besorgen. Über die Familie Diedrich-Finck aus Hoffelt wurden Kontakte zur belgischen Resistenz geknüpft, und bald lag für Théophile ein Ausweis des "Königreiches Belgien" bereit. Diese "carte d'identité" war ausgestellt auf den Namen Jules Louis Bastien. In derselben Zeit wurden Pläne für ein Untertauchen im Roeserbann in Erwägung gezogen; die sollten sich jedoch nicht verwirklichen. Kontakte mit der Familie Schneider-Krell aus Esch/Alzette dagegen führten zum Erfolg, so daß Théophile, der inzwischen zur Ausbildung in die Wehrmacht eingerückt war, einen Sonderurlaub (7. bis 22. Oktober 1943) beantragen und sich am 20. Oktober absetzen konnte. Gewehr und Uniform landeten im Brunnen vor dem Heimathaus.

²¹ Weitere Details über André Pundels Flucht und sein Leben im Versteck können nachgelesen werden in der Jubiläumsbroschüre "125. Anniversaire. Chorale Ste Cécile Gouschténg, Gostingen 1996, S. 73 und S. 57.

²² Vgl. Jubiläumsbroschüre "125. Anniversaire. Chorale Ste Cécile Gouschténg, Gostingen 1996, S. 63!

²³ Vgl. ebda, S. 64!

²⁴ Vgl. ebda, S. 68!

Théophile zog nach Esch und gab unterwegs einen Brief an seinen Vater auf, in dem er diesen davon unterrichtete, daß er nicht mehr in die Wehrmacht zurückkehren würde. Er wolle sich in die Mosel stürzen und so Selbstmord verüben.

Zwei Monate blieb Théophile, dessen Name am 23. November 1943 auf der Fahndungsliste des Sicherheitsdienstes figurierte, bei der Familie Schneider-Krell in Esch. Als dann aber der Sohn der Familie, Gaston Schneider, nach der Frühschicht zu Hause von der Gestapo verhaftet wurde, mußte Théophile fliehen und fand Unterschlupf bei der Familie Thill-Wilmes, die ebenfalls in Esch ansässig war.

Der Familie Weirich war bewußt, daß es für Théophile auch dort nur einen befristeten Aufenthalt geben könnte, und so wurde im Februar 1944 ein Bunker im Pfarrhaus von Bettemburg errichtet. Dechant Nik Weirich hatte beschlossen, diesen Bunker in den Erdboden des Gartens zu bauen, um seine beiden Neffen, die Refraktäre Théophile und Josy Weirich²⁵, im Notfall dort unterbringen zu können; die übrige Zeit sollten die beiden sich im Hause selber aufhalten. Der Dechant entwarf den Plan: der Eingang zum Bunker sollte vom Büro aus erfolgen und unterirdisch die Mauer des Hauses durchbrechen. Joseph Weirich, der Vater von Josy, Catherine Weirich, Rosalie Pundel und Ernest Weirich hoben den Bunker aus und vollendeten ihn in einer Nacht. Der Erdboden wurde in alte Zisternen geworfen. Leider faßten die Zisternen nicht alle ausgeworfene Erde, so daß noch einiges im Garten ausgestreut werden mußte. Die Angst der Widerständler war gewaltig; sie fragten sich ununterbrochen, wie die Nachbarn am Morgen auf diese frische Erde reagieren würden. Dann aber geschah das völlig Unerwartete: früh morgens schneite es heftig; es fro; der Schnee blieb liegen, und niemand bemerkte die im Garten frisch aufgeschüttete und verstreute Erde.

10. Dokument: Skizze des Bunkers im Pfarrhaus von Bettemburg

Ende März bezogen die beiden Refraktäre ihr Quartier in Bettemburg, wo sie unbehelligt blieben. Nur einmal wurde es kritisch. Am 11. Mai 1944 wurde Bettemburg von den Alliierten bombardiert, und eine Bombe traf gleich nebenan das Haus der Nachbarn, der Familie Lamberty. Sechs Personen starben in den Trümmern; nur der Großvater, der überaus früh zur Kirche gegangen war, um einer Andacht beizuwohnen, überlebte. Das Pfarrhaus, das etwa 50 Meter von der Unglücksstelle entfernt war, wurde schwer in Mitleidenschaft gezogen. Die Vorsicht diktierte, daß die beiden Refraktäre, die sich einen ganzen Tag im unterirdischen Bunker aufgehalten hatten, nun fort zogen. Sie flüchteten nach Düdelingen und versteckten sich im Geschäft von Joseph Weirich hinter einem Haufen Ofenröhren. Nach den Reparaturarbeiten konnten sie jedoch bald wieder nach Bettemburg zurückkehren.

²⁵ Es handelt sich um Jos Weirich, dessen gleichnamiger Vater, ein Bruder des Dechanten, in Düdelingen eine Eisenwarenhandlung führte. Der Refraktär Jos Weirich wurde nach dem Krieg Präsident der Vereinigung der Zwangsrekrutierten und war zeitweilig Abgeordneter.

Um wenigstens abends, nach Anbruch der Dunkelheit frische Luft im Garten atmen zu können, zog Josy die Soutane des Onkels und Théophile die Kleider seiner Cousine Rosalie an. Die Verpflegung wurde durch verschiedene Familien garantiert. Eine Milchkuh, die unangemeldet, im Stall des Altersheimes in Bettemburg untergebracht worden war, lieferte Milch für die Deserteure.

Hier in Bettemburg erlebte Théophile die Befreiung durch die Alliierten, die Dechant Weirich auf eine sehr herzliche Art empfing; er beherbergte zudem zeitweise einen Militäraumônier der US-Army.

5.3 Fred Berchem

Fred Berchem nutzte einen Heimaturlaub (wahrscheinlich im Oktober 1943), um unterzutauchen. Zwar fuhr er wieder mit dem Zug ab, in Trier jedoch begab er sich zur Toilette, zog die Uniform aus und bestieg, in Zivilkleidung, die er bereits unter der Uniform getragen hatte, den Zug nach Nennig (Remich). Fred tauchte zunächst in Assel bei "Krëschten Anna" unter. Da es dort zu brenzlich wurde und kein anderer geeigneter Ort gefunden wurde, kam er schließlich nach Hause.

Zur Tarnung blieb der Vater ab diesem Zeitpunkt oben im Schlafzimmer, so daß es nicht weiter auffiel, wenn Fred dort umherging. Den Kunden der Lebensmittelhandlung durfte nichts auffallen! Gefährlich aber war es schon, sich zu Hause zu verstecken. Zweimal nämlich tauchte die Gestapo auf. Das erste Mal wurde das ganze Haus gründlich durchsucht; selbst der Backofen wurde genauestens untersucht. Fred hatte sich in den Stall gerettet und lag hinter den Pferden in der Futterraufe im Heu!

Beim zweiten Mal hatte die Familie Berchem die Gestapo ebenfalls rechtzeitig erblickt, aber es blieb wenig Zeit, das vorher Abgesprochene durchzuführen, da die Tür, wegen des Ladens, nicht geschlossen sein durfte. Freds Schwester Elise, die die Kranke spielen sollte, eilte in die Kammer auf den ersten Stock. Es ging alles derart schnell, daß sie sich nicht einmal ausziehen konnte; sie kroch in voller Kleidung ins Bett; da ging auch bereits die Schlafzimmertür auf; ein Gestapomann stand in der Tür: "Entschuldigung!" Er zog sich zurück; Fred, der zu Elises Füßen lag, durfte, wie die Familie insgesamt, aufatmen.

Das Problem der Familie Berchem war, daß es kein richtiges Versteck gab. Als dann auch noch eine Nachbarin, an einem Sonntag nach der Vesper, Fred rein zufällig, durch die kleinen Fensterscheiben der Eingangstür, zu Gesicht bekam, war die Zeit gekommen, um zu handeln.

An Heiligabend fuhr das Auto der Kellerei vor. Nekla Berchem sollte seinen Bruder und einen seit kurzem ebenfalls in "Haansgierjen" versteckten Franzosen an die französische Grenze bringen. Ausgerechnet in dieser Stunde jedoch gab es im Laden zahlreiche Kunden, und auf der Straße, oben bei der Scheune, stand ein Nachbar. Der Franzose, im blauen Arbeiterkleid, stieg in den Lastwagen ein, doch Fred konnte unmöglich hinaus! Da half der Zufall: Eine Kuh des Nachbarn kalbte. Sobald

der Nachbar im Stall verschwunden war, riskierte man den Ausbruch. Fred zog Elises Kleider an: Rock, Mütze, Jacke. Er ging schnell durch den Gang, an den Leuten vorbei, über das Kopfsteinpflaster des kleinen Hofes in den Weinkeller auf der anderen Seite; von dort stieg er in den Wagen und kroch in ein Faß. Das Auto startete sofort und fuhr Richtung Esch. In Esch gab es Fliegeralarm, so daß die Flüchtenden fast nicht weitergekommen wären. Trotzdem erreichte Fred sein Ziel in der Gegend von Paris, wo er den Rest des Krieges auf einem Bauernhof, der mehreren Deserteuren Unterschlupf gewährt hatte, verbrachte. Der Kontakt mit der Familie blieb über Cecile von Kapenacker, Heinis Schwester, die in Paris im Dienst war, erhalten. Gelegentlich kamen Nachrichten: "Dem Cecile geet et gutt." Das war in Wirklichkeit eine Nachricht von Fred.

5.4 René Thomé

Am 31. Januar 1944 nutzte auch René Thomé einen Heimaturlaub, um sich von der Wehrmacht abzusetzen. Nach 16 Monaten Waffendienst, den schrecklichen Erlebnissen in Rußland, zwei Lazarettaufenthalten und dem Tod seines Bruders Raymond hatte er längst genug. Mit Hilfe von Leo Beckius, der René aus dem Dorf hinausbegleitete und Renés Uniform "um Klapp" vergrub, und mit Hilfe eines Verwandten, des väterlichen Cousins Nikki Goergen, der eine Unterkunft besorgte, tauchte René unter. Er wurde zuerst 14 Tage von der Familie Jos Palgen, wohnhaft in der Adolphe-Fischer-Straße in Luxemburg, aufgenommen. Für René war es ganz ungewohnt, immer im Haus bleiben zu müssen; so trieb es ihn eines Abends in die frische Luft. Er ging Richtung Petruß, als plötzlich die Sirenen Voralarm gaben. Im Nu war die Straße leer gefegt. René ging weiter. Da kam ihm ein deutscher Polizist entgegen. Vor Schreck schlug René das Herz bis zum Hals hinauf. Was tun? Er zog den Hut in die Stirn, ging am Polizisten vorbei und suchte möglichst schnell seine Unterkunft wieder auf. René hatte zwar einen gefälschten "Dienstausweis" der Deutschen Reichsbahn, ausgestellt auf den Namen Josef Becker, Aushilfsheizer, in der Tasche, aber das stellte keine absolute Sicherheitsgarantie dar.

Kurze Zeit später brachte Nikki René in Eich bei der Tante Suzanne Breser, die eine Lebensmittelhandlung führte und stets Kostgänger beherbergte, unter. Hier blieb er acht Monate, bis zur Ankunft der Amerikaner, ohne das Haus auch nur einmal zu verlassen. Nur Renés Mutter wußte, wo ihr Sohn sich aufhielt; dem Vater, der Wirt war, wurde vorsichtshalber nichts mitgeteilt. Da die Mutter einmal in der Woche in die Stadt zu reisen pflegte, fiel es nicht besonders auf, wenn sie René besuchte und Essen nach Eich brachte. Nur einmal wurde es für René gefährlich. Nachdem Bomben auf die Stadt gefallen waren, tauchten Männer auf, die vorgaben, zu kontrollieren, ob Suzanne Breser das erforderliche Löschmaterial besaß. Zum Glück hatte René sich im Schuppen nebenan hinter altem Gerümpel ein Versteck eingerichtet, in das er sich in diesem kritischen Augenblick vom Speicher aus, der "besichtigt" wurde, zurückziehen konnte. Als im September 1944 die Amerikaner in Luxemburg-Stadt einzogen, trieb es René in Richtung Gostingen; er verbrachte jedoch noch vierzehn Tage bei Bekannten (Familie Schortgen) in Neudorf, ehe er nach Gostingen heimkehren konnte.

11. Dokument: René Thomés falscher Ausweis auf den Namen Josef Becker

5.5 Corneille Gaspard

Meine Großmutter erinnerte sich ganz lebhaft an jenen Tag, an dem Haff Marie sie und den Pätter Pir bat, nach der Andacht "uuchten" zu kommen. Unter Tränen eröffnete Marie den Eingeladenen die Situation ihres Sohnes, der beschlossen hatte, nicht mehr an die Front zurückzukehren. Nill hatte den Deutschen zuerst hinter der Front in Polen "dienen" müssen und war vor allem eingesetzt in jenen Kommandos, die für Verpflegung zu sorgen hatten. Hierbei hatte besonders das Kartoffelkommando, das den polnischen Bauern die Kartoffeln abnahm, sein Gewissen belastet.²⁶ Später wurde er in den Karpaten gegen Partisanen eingesetzt und schließlich an die Front geschickt, um die deutsche Armee auf dem Rückzug zu verstärken. Nun war er aus dem höllischen Treiben ausgebrochen und nicht mehr zu seiner Einheit zurückgekehrt. Im Augenblick befand er sich auf Kapenacker in der Scheune der Familie Bisdorff; es war nicht gelungen, Nill sonstwo unterzubringen. Der Haffert bat Saangels darum, Nill für acht Tage aufzunehmen; sie sollten die Hintertür in der Nacht geöffnet lassen.

Um den 23. April 1944 wurde Nill von der Familie Schmit-Biewer aufgenommen. Aus den acht Tagen aber wurden Wochen und Wochen. Die Angst blieb ein ständiger Gast bei Saangels: Angst vor einer Hausdurchsuchung, aber auch Angst davor, daß der jüngste Sohn Charel etwas ausplaudern könnte. Zunächst wurde alles vor Charel verheimlicht. Als der aber bemerkte, daß im Haus etwas vor sich ging, wurde er ins Vertrauen gezogen; bald teilte er das Bett mit Nill, damit bei einer möglichen Hausdurchsuchung kein Verdacht wegen eines warmen, aber leeren Bettes geweckt würde. Vorbereitet wurde auch ein Versteck im Weinkeller, das durch "Bakes" und Scheune leicht und schnell zu erreichen war; im Notfall sollte sich Nill hinter den Fässern im Keller durchschlängeln, um in jenes Faß zu kriechen, das hinten aufgeschlagen war und in dem Decken bereit lagen, damit Nill es sich dort einigermaßen bequem machen konnte. Für alle Beteiligten gab es manch unruhige Nacht und oft starkes Herzklopfen. Auch Nill schlief in den ersten Tagen sehr unruhig; schließlich verlangte er nach seinem Karabiner. Da Saangels und Haff zusammenarbeiteten, war das kein Problem. Das Gewehr wurde eines Tages auf dem "Teimer" mitgebracht. Nun lag es nachts griffbereit über Nills Kopf, und er schlief besser.

Als sich ein Verdacht auf eine bevorstehende Hausdurchsuchung regte, zog Nill neuerdings, diesmal in Begleitung von Néckel Schmit, nach Kapenacker. Tags darauf, morgens um sechs Uhr, bog die Gestapo, angeführt von einem Kollaborateur, in die "Saangels" ein, aber am Haus der Familie Schmit-Biewer vorbei. Dem Aufatmen folgte allerdings sofort, da die Autos in Richtung Kapenacker unterwegs waren, die Befürchtung, Nill sei verraten worden. Nill, der sich wiederum in der Scheune der Familie Bisdorff befand, sah die Wagen rechtzeitig und wollte hinaus in den Wald laufen. Genau in dem Augenblick tauchte Hein Bisdorff in der Scheune auf und hielt Nill zurück: "Dann sehen sie dich

²⁶ Am 3. Juli 1943 notierte er in sein Tagebuch: "Die Flemm bis dort hinaus, um den Leuten die Kartoffeln zu nehmen."

und du bist verloren. Bleib hier im Versteck!" Die Gestapo kam nicht zur Familie Bisdorff, sondern umstellte das Haus "Pettinger", das seit 1924 unbewohnte Geburtshaus von Marie Pettinger, Nills Mutter; dort konnten die Häscher nichts finden. Da sich damit gezeigt hatte, daß der Kapenacker kein absolut sicherer Zufluchtsort war und Nill nicht dauernd in der Scheune bleiben wollte, kehrte er zur Familie Schmit nach Gostingen zurück, wo er nun fast fünf Monate verbrachte. Gefährlich blieb das schon. Einerseits wurde Nills Vater in der Villa Pauly scharf verhört und verprügelt und, unter Eid, aufgefordert, seinen eigenen Sohn auszuliefern, falls er wüßte, wo der sich befand, andererseits begannen Dorfbewohner zu tuscheln, als sie sahen, daß tagsüber bei Saangels Rauch aus dem Kamin aufstieg, obwohl alle draußen auf dem Feld arbeiteten; verdächtig werden konnte allein schon die Tatsache, daß in Saangels jetzt die Eingangstür gesperrt war, was damals im Dorf gar nicht üblich war. Nill blieb in Saangels bis zu jener Zeit, in der Gostingen zwischen den Fronten lag und in der bald deutsche, bald amerikanische Soldaten im Dorf auftauchten. Mitte September 1944 zog er zu Frau Marguerite Franziskus, einer Cousine des Vaters, nach Eich, wo er sich noch einige Tage aufhielt.

6 Gefangenschaft

Einigen Gostinger Jungen blieb das Schicksal einer Gefangenschaft bei den Alliierten nicht erspart. Jäng Clemens, Jean-Pierre Reding und Eugène Schritz gerieten in russische Gefangenschaft, Jean-Pierre Jung und Jos Reding in die Hände der westlichen Alliierten.

6.1 Die russische Gefangenschaft

Am 26. Juni 1944 nahmen Russen *Eugène Schritz* gefangen. Er mußte mit tausenden anderen an der berühmten Parade in Moskau, wo die besiegten deutschen Soldaten der Bevölkerung vorgeführt wurden, teilnehmen. Eugène erzählte später, wie sie dort die Wut des Volkes über sich ergehen lassen mußten; Flaschen wurden auf die Gefangenen geworfen, und Eugène gewann das Gefühl, die Menschen hätten sie getötet, wenn das russische Militär sie nicht mit Schwertern beschützt hätte. Auf dem langen Marsch durch Rußland gab es nur Speck zu essen; mehrere Tage gab es nichts zu trinken. Als sie eines Tages einen Fluß erreichten, stellten sie sich bis zum Hals ins Wasser und tranken das Flußwasser trotz der vielen Leichen im Wasser.

Eugène kam in das bekannte Lager Nr. 188, das später einfach Tambow genannt wurde. Die große Erinnerung an dieses Lager faßte er zusammen in der Formel: "Näischt am Läif, näischt um Läif". Tatsächlich war er dort immer hungrig; zu essen gab es meist nur eng "Kabeszopp" oder eine Fischsuppe und etwas hartes Brot. Der Körper war bald völlig entkräftet, der Winter hart: minus 40 Grad Kälte, und Eugène hatte nur ein paar Lappen an den Füßen. Zwar hatte er kurz vor der Gefangennahme einem Toten die Stiefel ausgezogen, doch die Russen hatten sie ihm abgenommen. Da es unter der Erde in den Kohlengruben nicht so kalt wie oben war, arbeitete Eugène gerne in den Gruben.

Die lang ersehnte Heimfahrt dauerte 6 Wochen und erfolgte in Viehwaggons. Erst am 5. November 1945 sah Eugène die Heimat wieder. Aus Tambow hatte er einen selbstgeschnitzten Löffel und ein Stück hartes Brot mitgebracht.

Jean Clemens war bereits am 8. Oktober nach Hause gekommen. Auch er war im Lager in der Nähe von Tambow interniert gewesen. Heute erzählt er vom Ausbau des Barackenlagers und den primitiven Schlafgelegenheiten (Pritsche mit Ziegel als Kopfkissen), von der schweren Arbeit im Wald, an der er aber nur einmal teilnehmen mußte, von seiner Tätigkeit als "Pfortner" oder "Ordnungshüter" in der Friseurbaracke, von einem Kampf mit Italienern auf der Müllhalde um einige mitgeschmuggelte Kartoffeln und vom Abklopfen der Ziegel in einer bombardierten Fabrik. Eben in dieser Fabrik verschlief er eines Tages den Appell vor dem Rückmarsch ins Lager; zum Glück fand er einen deutschen Kommunisten, der ihn in dieser äußerst kritischen Lage verteidigte.

In lebhafter Erinnerung geblieben ist ihm die zweimonatige Heimfahrt, während der er, dank der erlernten russischen Ausdrücke, an den Bahnhöfen etwas Handel treiben konnte. So wurde z.B. die Unterwäsche verkauft, um Rubel zu erhalten und damit auf Märkten Essen einzukaufen. Einmal zerrieb er Salz, gab es in ein Säckchen und überlistete eine Marktfrau, indem er ihr das Salz als Zucker, das den Russen fehlte, anbot und Äpfel dafür eintauschte; allerdings machte er sich schnellstens aus dem Staub. Selbst seine neuen Schuhe tauschte er gegen alte und erhielt noch zusätzlich 100 Rubel, für die er dann wieder Essen (Milch und Hähnchen) kaufen konnte. Angst kannte er im Gegensatz zu manchen Kameraden nicht. An einem Bahnhof erlebte er Russen, die mit der Kriegsbeute aus Deutschland nach Hause fuhren und den Schnaps aus Bettflaschen tranken; sie schrieten und feierten. Auf einem der von den Russen mitgeführten Pianos spielten Luxemburger für die siegreiche Armee auf; daraufhin teilten die Soldaten Getränke und Fleisch mit den Luxemburgern.

6.2 Die amerikanische und englische Kriegsgefangenschaft

Jempy Jung desertierte am 13. September 1944 in Italien und wurde von kanadischen Truppen aufgegriffen; er kam in die USA und anschließend nach England in Gefangenschaft.

Auch in der Gefangenschaft richtete Jempy sehr viele Briefe nach Hause; irgendwann aber, nachdem er etwa 60 Briefe ²⁷ geschrieben hatte, resignierte er, da er ahnte, daß die meisten Briefe ihre Adressaten gar nicht erreichten. Einige Briefe kamen allerdings, nachdem sie erst Monate nach ihrer Abfassung durch die Kontrolleure gestempelt worden waren, in Gostingen an.

²⁷ Vgl. Brief vom 15. Juni 1944, der am 28. Juni 1945 zu Hause ankam.

Sie geben einigen Aufschluß über die Gefangenschaft. So hatte Jempy am 29. Oktober 1944 ²⁸ die Gefangenenummer 06852. Als Adresse gab er an: "209 P.o.W. Camp". Er war in ein anderes Lager gekommen. "Wir sind 16 Luxemburger. (...) Heute morgen war ich zum erstenmal, seitdem ich in Gefangenschaft bin, in einer hl. Messe. (...) Am Mittwoch ist Allerheiligen, schon das dritte Fest, wo ich nicht mehr zu Hause war. (...) Vor unsern Zelten haben wir einige Wappen aufgebaut und sogar auch einen kleinen Löwen, die luxemburgische Fahne weht stolz über unsern Zelten."

Am 12. November 1944 ²⁹ schrieb er an die Mutter und die Geschwister: "Heute ist wieder Sonntag, und da wir jeden Sonntag einen Brief erhalten zum Schreiben, kann ich euch wieder ein paar Worte mitteilen. (...) Heute ist nach langer Zeit endlich der belgische Konsul hier im Lager bei uns angelangt. Heute Nachmittag werden wir verhört, die Belgier sind schon fertig, hoffentlich haben wir das große Glück, bald in der lieben Heimat anzukommen, das wird eine große Freude sein, dann kann ich für immer bei euch bleiben. Der Konsul erzählte: In Luxemburg wäre nicht viel kaputt und auch alle Leute wären zu Hause, dies ist ja die Hauptsache. Ich habe ein Bild in einer englischen Zeitung gesehen, wo 5 Luxemburger Verräter, geschmückt mit der Hakenkreuzfahne durch die Straßen Luxemburgs zum Galgen geführt werden, das muß doch jetzt eine große Freude zu Hause sein."

Am 15. Juni 1945 ³⁰ schrieb er zum ersten Mal in luxemburgischer Sprache; der Brief trug keinen Kontrollstempel mehr. Jempy war in der "Letzebuenger Armé" angekommen: "Mir sin elo ongeféer 200 Letzeburger hei zesummen, me ech hun nach emmer ken Jong vun dohem hei fond. Dir kënt mir nach net schreiwen, bis ech meng Nummer hun. Adresse elo: C.I.D. Belgian Forces in U.K., II Groupement Monks Kirby, Near Rugby. Warwicks England."

Im Gegensatz zu den Kameraden in russischer Kriegsgefangenschaft lebte Jempy gut: "Mir hun e ganz sche'n Liewen hei, dass bal all Dâg Danz, nemen Geld fehlt iss, mir kréen e Pound an e Schilling, do mat mussen mir 8 Deg haussen. (...) Haut de medeg fuhren mir ob Rugby an de Kino (...) all Mendesowes Ball hei am Camp (...) We ech an der Zeitong gelies hun, ass de Schritz Eugen a russescher Gefangenschaft, mir kreien hei all puer Deg d'Unioun, letzebueger Wort." ³¹

Am 19. Juli 1945 gab er zwei Jungen aus Flaxweiler einen Brief mit, in dem er seiner Hoffnung Ausdruck verlieh, in der nächsten Woche heimkommen zu können: "Hoffentlech ass et wou'er. Ech si ganz onglecklech, well ech nach emmer keng Post vun eech hun, de meescht hu schon No'richt vun dohêm, de puer de nach keng hun, sin all vun der Grenz, me ech hoffen, datt dir nach alleguer bei gudder Gesondhet sid."

²⁸ Vgl. Brief vom 29.10 1944 an Witve Mich. Jung- Frieden Gostingen - gestempelt U.S. Army P/W Examiner und 2. Stempel (d.h. gelesen und überprüft) Contrôlé par Examineur 19. Jun 1945 (wahrscheinlich am 21. Juni 45 angekommen)

²⁹ Kontrolliert am 6. Juni 1945, angekommen am 8. Juni

³⁰ Angekommen am 28. Juni 1945

³¹ Geschrieben am 24.6. 1945; angekommen am 5. Juli 45; Poststempel Luxembourg-Ville 4.7.45

12. Dokument: Brief von Jempy Jung an seine Mutter

Die Familie zu Hause erhielt erst im Mai 1945 über Umwege Nachricht von Jempy. Marcel Schroeder hatte der Familie Hoffmann-Jung aus Bettemburg einen Brief in französischer Sprache zukommen lassen. Diese Nachricht wurde vom Cousin Nicolas übersetzt und am 15. Mai nach Gostingen weitergeleitet. Marcel Schroeder hatte am 30. März 1945 in England folgendes für Frau Jung niedergeschrieben: "Ich teile Ihnen die freudige Nachricht mit, daß Ihr Jempi sich bei guter Gesundheit in England befindet und daß er bald in die Luxemburger Armee eintreten wird. Macht euch keine Sorgen, denn er wird gut aufgehoben sein. Er hofft, daß es Ihnen auch noch gut geht, und außerdem will er Euch bald wiedersehen, um Euch alle umarmen zu können. Haben Sie noch ein wenig Geduld und verlieren Sie den Mut nicht, denn die letzte Phase des Krieges wird bald zu Ende sein, und dann kommen alle unsere Leute, welche von den Nazis tyrannisiert wurden, alle wieder in die geliebte Heimat zurück." Ein weiteres Lebenszeichen hatte die Familie über Michel Ernster erhalten, der aus England kommende Jungen in Luxemburg nach Jempy ausgefragt hatte: "Der Anstreicher, so ein schwarzer", war ihnen bekannt. Das geht aus einem Brief hervor, den die Familie Jung-Frieden am 7. Juli 1945 nach England schickte. In diesem Brief erfährt der Leser auch einiges über das Leben in Gostingen: "Die Stücke haben wir auch nicht eingesät bekommen, denn im Herbst waren wir nicht hier, und im Frühjahr, als wir nach Hause kamen, hat man auch nichts eingesät bekommen, denn die meisten Leute hatten keine Pferde, denn die Preisen hatten sie genommen. Jetzt haben viele sich Ochsen gekauft. Der Onkel hat auch einen. Dann gehts langsam voran."

Jempy wurde am 8. Juni 1945 der belgischen Armee inkorporiert und kam am 29. Juli 1945 nach Luxemburg, wo er einen Tag später registriert wurde. Am 6. August 1945 wurde er aus der Armee entlassen.

13. Dokument: Registrierungskarte von Jempy Jung, ausgestellt am 30. Juli 1945

Jos Reding seinerseits war bereits am 20. Juli nach Hause gekommen. Er war Ende April 1945 am Brenner in amerikanische Gefangenschaft geraten, nach der Franzensfeste bei Bozen und in ein Lager in Neapel gebracht worden und durfte Mitte Juli, zusammen mit 24 anderen Luxemburgern, die Heimreise antreten.

7 Letzte Briefe

René Pünnel war vom 28.2. bis 20.3. 1944 auf Urlaub. Am 20. März mußte er zurück; die Mutter begleitete ihn ein Stück. In Roodt nahm René den Zug und war am 26. März wieder an der Front; am 28. März, einem Montag, schrieb er noch einige Briefe aus "Rußland".

Der Familie Schritz teilte er mit: "(...) Ich hab mich schon wieder an das Leben an der Front gewöhnt. Von den alten, die bei der Kompagnie waren, als ich fort fuhr, sind nicht mehr viel da. Die meisten, die bei der Kompagnie sind, tragen das Verwundetenabzeichen. (...)" Das war ein unmißverständlicher Hinweis auf die Lage an der Front, die für die deutsche Wehrmacht jetzt bedrohlicher war. Wie ernst René die Lage einschätzte, geht aus dem Brief selbst nicht hervor. In einem zweiten Brief vom selben Tag, einem Brief an Octavie Nilles, schien er aber optimistisch zu sein: "Am Samstag Morgen kam ich hier bei der Kompagnie an. Da bekam ich gleich gesagt, daß ich am 1.3. schon zum Gefreiten befördert wurde. Da erhielt ich auch einen Brief, den du am 25.2. geschrieben hast. Der Schuster aus Grevenmacher ist auch Gefreiter und hat auch das Sturmabzeichen bekommen. Für das Sturmabzeichen bin ich auch eingereicht. Das ist immerhin schön, wenn man zu 9 Monaten Gefreiter ist, wo die andern alle ein Jahr beim Barras sind. Hier ist es noch immer fest Winter. Ich glaube, es ist jetzt kälter als im Januar und Februar. Am Sonntag hatten wir Pudding bekommen, und weißt du, liebe Oktavie, was wir dann erwischt haben, nämlich die 'Scheiserei'. Momentan bin ich Melder bei einem Feldwebel, aber nur für 10 Tage, dann kommt der alte Melder zurück. Was macht die Umsiedelei in der Heimat? Bald ist Ostern, und das Fest können wir auch wieder im Graben feiern. Es grüßt euch alle, René Pünnel."

Als die Briefe am 29. März 1944 abgestempelt wurden, war René bereits gefallen. Er starb am 28. März gegen 17.30 Uhr - vielleicht in der Nähe von Witebsk.

8 Todesnachricht

Neun Zwangsrekrutierte aus Gostingen und Kapenacker verloren ihr Leben: Raymond Thomé, Albert Kieffer, Josy Thomé, Jos Berchem, François Frieden, René Pünnel, Marcel Ettinger, Charles Scharfhausen, Jean Kauffmann. Sechs Todesmeldungen erreichten die betroffenen Familien ziemlich schnell, die drei anderen Familien dagegen mußten sich damit abfinden, daß ihre Söhne als vermißt galten.³²

Stellvertretend für alle Todesmeldungen sei hier der Fall von *Jos Berchem* dokumentiert, wenngleich diese Korrespondenz vom Umfang und Inhalt her wohl eher eine Ausnahme darstellt.

In der zweiten Hälfte des Monats März, im Jahre 1944, erhielt die Familie Berchem-Moes ("Keller") einen in alter deutscher Handschrift verfaßten Brief vom 15. März: " Sehr geehrte Familie Berchem! Von Ihrem lieben Sohn Josef soll ich Ihnen recht herzliche Grüße bestellen. Er wurde vor einigen Tagen mit Granatsplitterverletzungen am rechten Fuß, rechten Arm und Kopf in das hiesige Lazarett

³² Vgl. die Jubiläumsbroschüre "125. Anniversaire. Chorale Ste Cécile Gouschténg, Gostingen 1996, S. 61ff! Jean Kauffmann gilt bis heute offiziell als vermißt, während es für Albert Kieffer und Charles Scharfhausen inzwischen Todesurkunden gibt. Ein weiterer Gefallene, Johann Schloesser, gebürtiger Deutsche, wohnhaft in Gostingen, hatte sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet und fiel am 23. Dezember 1943 in Rußland.

eingeliefert. Er ist außer Lebensgefahr. Da beide Augen verletzt sind, ist das Sehvermögen zur Zeit sehr schlecht, sodaß er euch nicht schreiben kann. Der Arzt rechnet mit mehreren Monaten, bis Josef wieder sehen kann. Jedenfalls wird alles für ihn getan. Ich besuche ihn fast jeden Tag und bringe ihm heute auf seinen Wunsch hin auch die hl. Kommunion. Er trägt sehr tapfer seine Schmerzen. Diese Nachricht wird Ihnen viel Leid bringen. Doch haben wir die feste Hoffnung, daß Josef am Leben bleibt und ihm langsam das Augenlicht wiederkommt. Die Briefe an Josef können Sie über meine Feldpostnummer leiten. Ich werde ihm den Brief dann vorlesen. Indem ich Ihnen Gottes Schutz und Segen wünsche, verbleibe ich mit besten Grüßen, Ihr Dr. Kunkel, katholischer Kriegspfarrer, F.P. 26650. "

Ließ dieser Brief den Eltern, Geschwistern, Verwandten und Bekannten noch eine gewisse Hoffnung, so zerschlug ein zweiter Brief alle möglichen Illusionen. Geschrieben hatte ihn wiederum Dr. Kunkel, und zwar am Dienstag in der Karwoche, am 4. April 1944: "Tief trauernde Familie Berchem! Noch wenige Tage, dann begehen wir den hl. Karfreitag und gedenken des Leidens Christi und seiner Mutter. Viel Leid ist nun auch über Sie gekommen, da der Herrgott Ihren guten Josef zu sich genommen hat. Ich hatte den tapferen Jungen wirklich liebgewonnen, habe ihn fast täglich besucht und ein wenig mit ihm geplaudert oder gebetet. Er erzählte mir dann von zu Hause und freute sich so sehr auf die Post, die leider zu spät kam. Am Josefstag, seinem Namenstag, erbat er sich als Namenstagsgeschenk von mir die hl. Kommunion, die ich ihm auch schon einige Tage zuvor gereicht hatte. Er war sehr glücklich darüber. Leider konnte er nur wenig essen, da die Gesichts- und Kaumuskeln krampfartig fest waren. Ich besuchte ihn zum letzten Mal am 23. März abends. Ich setzte mich zu ihm ans Bett. Er sah recht bleich und abgemagert aus. Und als ob er die Todesnähe ahnte, er sprach: 'Herr Pfarrer, ich glaube, ich muß sterben, ich werde die Nacht kaum überleben.' Ich richtete ihn etwas auf, betete mit ihm und gab ihm den Abendsegen. Schweren Herzens ging ich weg. Als ich am nächsten Tag gegen 11 Uhr das Lazarett betrat und sofort zu seinem Zimmer ging, wo noch andere Kameraden lagen, sah ich seinen Platz leer. Die Kameraden erzählten, daß er ruhig eingeschlafen sei - gegen 10 Uhr. Am 24. März habe ich ihn dann auf dem hiesigen Soldatenfriedhof beigesetzt. Es war ein schlichtes, aber doch würdiges, kirchliches Begräbnis. Nun ist Josef am Ziele. Der Herrgott hat ihn heimgeholt. Er ist so gut vorbereitet gestorben, daß ich mir wirklich einen ähnlichen Tod wünsche. Ich glaube, Josef sehnt sich nicht mehr zurück. Ich möchte Sie so gerne ein wenig trösten, liebe Familie Berchem. Aber bei dem übergroßen Leid kann nur einer trösten und die Kraft zum Tragen dieses schweren Opfers geben. Ich will Ihre Sorgen und Anliegen mit dem Memento für Josef verbinden und Ihrer beim täglichen hl. Meßopfer gedenken. Am 18. April um 6 Uhr will ich für Josef die hl. Messe lesen und bitte Sie, sich um die gleiche Stunde im Gebete mit mir zu vereinen, um unserem lieben Josef diesen letzten und schönsten Dienst zu erweisen. Ich werde ihn nie vergessen. In aufrichtiger Teilnahme (...)." Laut Wehrpaß ist Josy Berchem am 24. März 1944, einem Freitag, aus dem Leben geschieden.

14. Dokument: Brief von Dr. Kunkel an Fräulein Cath. Zangerlé

Neben einem Brief (datiert: "Gründonnerstag 44", am 6. April demnach) an Fräulein Zangerlé, die Lehrerin, schickte der Kriegspfarrer noch zwei weitere Briefe an Familie Berchem. Darin sprach er von einem "fast krampfartigen Zustand", der bewirkte, daß Jos "den Mund kaum öffnen konnte" und daher auch "nichts mehr essen und trinken" wollte. Auch die künstliche Ernährung habe ihm nicht mehr viel geholfen. Ferner ging der Pfarrer auf den Wunsch der Familie, Grabaufnahmen zu erhalten, ein. Da er jedoch versetzt worden war, konnte er nur auf den Gräberoffizier bei der Feldkommandantur Rositten / Lettland verweisen. Er erwähnte zudem eine Abmachung, nach der alle Angehörigen der Gefallenen Bilder erhalten sollten: und zwar je eins vom Friedhof und eins vom Grab (mit Negativ). Der Pfarrer schloß den letzten Brief mit den Worten: "Ich hoffe, daß Sie die gewünschten Bilder bald in Händen haben. Es sind ja so teure Andenken. Josef bleibt nicht vergessen. Sein Paßbild liegt in meinem Brevier. Gott befohlen!"

15. Dokument: Auszug aus dem Wehrpaß von Jos Berchem

* * * *

Was Sie, werte Leserin, werter Leser, hier erfahren haben, basiert auf persönlichen und offiziellen Dokumenten sowie auf Berichten und Erzählungen aus einer Zeit voller Barbarei. Manche Schilderungen sind sicher äußerst subjektiv und begrenzt; sie können daher nur in begrenztem Maße angeben, was die Zwangsrekrutierten aus Gostingen und Kapenacker und deren Familien wirklich durchlitten haben und was viele Menschen in ganz Luxemburg ähnlich am eigenen Leib erfahren mußten. Die grausame Wirklichkeit jener Zeit läßt sich in der Tat nur andeuten, aber die Andeutungen genügen, um das Schreckliche des Krieges aufblitzen zu lassen und die Mahnung, die jene Ereignisse für uns beinhalten, zu begreifen.

Guy WEIRICH

Quellen

- * Jubiläumsbroschüre "125. Anniversaire. Chorale Ste Cécile Gouschténg", Gostingen 1996
- * Luxemburger Wort, 6. Dezember 1996
- * Mündliche Berichte von Jean Clemens, Jempy Froehling †, Corneille Gaspard, Raymond Jung, André Pundel, Roger Pundel, Jos Reding, Charles Schmit, Maria Schmit-Biewer †, Annie Schritz-Entinger, Elise Soisson-Berchem, René Thomé, Ernest Weirich, Yvonne Weirich-Schmit
- * Privatarchive von Josephine Berchem-Berchem, Jempy Froehling †, Suzette Jung-Thomé, Octavie Schmit-Nilles, Annie Schritz-Entinger, René Thomé
- * Rappel. Revue de la L.P.P.D (37)1982, H. 9-10
- * Schriftlicher Bericht von Théophile Weirich
- * Tagebücher von Corneille Gaspard, Octavie Nilles, René Thomé

Veröffentlicht in: 1947-1997 "50 Joer Musek zu Gouschténg" (Broschüre), S.111-151